

2.3. Einbildungskraft und Sprachsin, ein Exkurs

Der Begriff der Einbildungskraft gehört mit dem der Energie zu Humboldts zentralen Begriffen, und eine ausführliche Studie, die auf einem ausführlichem Register zu diesem Begriff fußt, ist gewiss eine der dringlichsten Aufgaben zukünftiger Humboldtforchung. Hier einige Hinweise:

- a.) Zu Kants Begriff der Einbildungskraft, Hamanns Kritik, Schleiermachers „Schematismus“,
- b.) Humboldts Ansatz und
- c.) dem Verhältnis von Einbildungskraft und Sprachsin.

a.) Einbildungskraft war der zentrale Begriff, an dem die Nachfolger Kants ansetzten. Mittels diesen Begriffs suchten sie zu verbinden, was Kant streng unterschieden hatte: Sinnlichkeit und die in der reinen Vernunft liegenden, d. h. aller Erfahrung vorausgehenden Bedingungen der Erkenntnis von sinnlich Gegebenem. Kant nannte letztere analog zur Transzendenz transzendental. Transzendent ist alles, was die konkrete Erfahrung übersteigt wie z. B. die Erkenntnis Gottes. Transzendental meint dagegen aller konkreten Erfahrung vorangehend. Darin bestand bekanntlich Kants revolutionierende Denkungsart.

Die Einbildungskraft findet sich laut Kants »transzendentaler Deduktion« in der *Kritik der reinen Vernunft* auf beiden Seiten: auf der Seite der Sinnlichkeit und auf der Seite der Transzendentalität:

Allein die figürliche Synthesis, wenn sie bloß auf die ursprünglich-synthetische Einheit der Apperzeption [...] geht, [...] muß die *t r a n s z e n d e n t a l e S y n t h e s i s d e r E i n b i l d u n g s k r a f t* heißen. [...] Da nun alle unsere Anschauung sinnlich ist, so gehört die Einbildungskraft, der subjektiven Bedingung wegen, unter der sie allein den Verstandesbegriffen eine korrespondierende Anschauung geben kann, zur *S i n n l i c h k e i t*; so fern aber doch ihre Synthesis eine Ausübung der Spontaneität ist, welche bestimmend, und nicht, wie der Sinn, bloß bestimmbar ist, mithin a priori den Sinn seiner Form nach der Einheit der Apperzeption gemäß bestimmen kann, so ist die Einbildungskraft so fern ein Vermögen, die Sinnlichkeit a priori zu bestimmen, und ihre Synthesis der Anschauungen, *d e n K a t e g o r i e n g e m ä ß*, muß die transzendental Synthesis der *E i n b i l d u n g s k r a f t* sein, welches eine Wirkung des Verstandes auf die Sinnlichkeit und die erste Anwendung desselben (zugleich der Grund aller übrigen) auf Gegenstände der uns möglichen Anschauung ist.¹

Im Anschluss daran folgt, da die »*E i n b i l d u n g s k r a f t* [...] das Vermögen [ist], einen Gegenstand auch ohne dessen Gegenwart in der Anschauung vorzustellen« – so der im Zitat ausgesparte Satz – die Unterscheidung von reproduktiver und produktiver Einbildungskraft, die hier zunächst nicht berücksichtigt wird. Auf sie wird unter b.) näher eingegangen. Zunächst soll thematisiert werden, wie Kant selbst die Vermittlung von Sinnlichkeit und Verstand durch die Einbildungskraft dachte. Das führt er in der *Kritik der reinen Vernunft* im Schematismuskapitel weiter aus:

¹ Kant, Kritik der reinen Vernunft B 151, 152

Nun ist klar, daß es ein Drittes geben müsse, was einerseits mit der Kategorie, andererseits mit der Erscheinung in Gleichartigkeit stehen muß, und die Anwendung der ersteren auf die letzte möglich macht. Diese vermittelnde Vorstellung muß [...] einerseits *i n t e l l e k t u e l l*, andererseits *s i n n l i c h* sein. Eine solche ist das *t r a n s z e n d e n t a l e S c h e m a*.²

Darauf soll näher eingegangen werden, um Humboldts Ansatz davon deutlich abgrenzen zu können.

Kant schreibt weiter im Schematismuskapitel:

[...] unsern reinen sinnlichen Begriffen [liegen] nicht Bilder der Gegenstände, sondern Schemate zum Grunde. Dem Begriffe von einem Triangel überhaupt würde gar kein Bild desselben jemals adäquat sein. Denn es würde die Allgemeinheit des Begriffs nicht erreichen, welche macht, daß dieser für alle, recht- oder schiefwinkliche etc. gilt, sondern immer nur auf einen Teil dieser Sphäre eingeschränkt sein. Das Schema des Triangels kann niemals anderswo als in Gedanken existieren, und bedeutet eine Regel der Synthesis der Einbildungskraft, in Ansehung reiner Gestalten im Raume.³

Das scheint – analog zu den Platonischen Ideen? – statisch gedacht.⁴ Sollte dies der Fall sein, wäre dies verwunderlich, da Kant B 154 eigens in einer Anmerkung die Bewegung als Beschreibung eines Raumes zur Transzendentalphilosophie rechnet. Die Anmerkung lautet:

* Bewegung eines Objekts im Raum gehört nicht in eine reine Wissenschaft, folglich auch nicht in die Geometrie; weil, daß etwas beweglich sei, nicht a priori sondern nur durch Erfahrung erkannt werden kann. Aber Bewegung, als *B e s c h r e i b u n g* eines Raumes, ist ein reiner Actus der sukzessiven Synthesis des Mannigfaltigen in der äußeren Anschauung überhaupt durch produktive Einbildungskraft, und gehört nicht allein zur Geometrie, sondern sogar zur Transzendentalphilosophie.

Der Text, zu dem diese Anmerkung gemacht wird, erläutert den Sachverhalt noch besser, indem dort der Begriff der »figürlichen Synthesis« ausgeführt wird, um die es bereits im ersten Kantzitat ging:

Wir können uns keine Linie denken, ohne sie in Gedanken zu *z i e h e n*, keinen Zirkel denken, ohne ihn zu *b e s c h r e i b e n*, die drei Abmessungen des Raums gar nicht vorstellen, ohne aus demselben Punkte drei Linien senkrecht auf einander zu *s e t z e n*, und selbst die Zeit nicht, ohne, indem wir im *Z i e h e n* einer geraden Linie (die äußerlich figürliche Vorstellung der Zeit sein soll) bloß auf die Handlung der Synthesis des Mannigfaltigen, dadurch wir den inneren Sinn sukzessiv bestimmen, und dadurch auf die Sukzession dieser Bestimmung in demselben Acht haben. Bewegung, als Handlung des Subjekts (nicht als Bestimmung eines Objekts), * folglich die Synthesis des Mannigfaltigen im Raume, wenn wir von diesem abstrahieren und bloß auf die Handlung Acht haben, dadurch wir den *i n n e r e n* Sinn seiner Form gemäß bestimmen, bringt so gar den Begriff der Sukzession zuerst hervor.

Diese Stelle besitzt in B 277 und B 291 / 292 Parallelen. Vergisst Kant das, was er dort sagt, im Schematismuskapitel? Warum rekuriert Kant im Schematismuskapitel nicht auch auf die eben zitierte

² Kant, Kritik der reinen Vernunft B 177

³ Kant, Kritik der reinen Vernunft B 180

⁴ Zumal Kant ein Beispiel aus der Euklidischen Geometrie wählt. Vergleiche Meyer-Abich 1970, S. 26, dessen Beispiel nicht das Dreieck, sondern der Kreis ist: »Jede Figur der Euklidischen Geometrie, der Kreis z. B., ist als idealer Gegenstand nichts anderes als die platonische Idee aller in der Welt der Erscheinungen existierenden und möglichen physischen Kreise. Als Idee ist der Kreis - wie alle platonischen Ideen - einmalig, unveränderlich und ewig sich selbst gleich, also eine statische und finite Qualität des idealen Raumes. Dagegen sind alle voneinander und vom idealen Kreis, den sie grundsätzlich niemals vollendet darstellen können, mehr oder weniger verschieden.«

Stelle? So wie wir beim Begriff Zeit in Gedanken eine Linie ziehen (verstanden als Akt), denken wir (im Sinne von vorstellen) bei einem Dreieck mehrere Dreiecke hintereinander, eben so wie Kant uns den Begriff der Triangel erklärt, oder ein sich veränderndes. Kant erklärt:

Noch viel weniger erreicht ein Gegenstand der Erfahrung oder Bild desselben jemals den empirischen Begriff, sondern dieser bezieht sich jederzeit unmittelbar auf das Schema der Einbildungskraft, als eine Regel der Bestimmung unserer Anschauung, gemäß einem gewissen allgemeinen Begriffe. Der Begriff vom Hunde bedeutet eine Regel, nach welcher meine Einbildungskraft die Gestalt eines vierfüßigen Tieres allgemein verzeichnen kann, ohne auf irgend eine einzige besondere Gestalt, die mit die Erfahrung darbietet, oder auch ein jedes mögliche Bild, was ich in concreto darstellen kann, eingeschränkt zu sein. Dieser Schematismus unseres Verstandes, in Ansehung der Erscheinungen und ihrer bloßen Form, ist eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abratzen, und sie unverdeckt vor Augen legen werden.

Die Stelle forderte natürlich heraus. So meinte bereits Hamann in seiner *Metakritik über den Purismus über die reine Vernunft* seinem Freund Kant hinter die Ohren schreiben zu müssen, dass

Heere von Anschauungen in die Veste des reinen Verstandes hinauf- und Heere von Begriffen in den Abgrund der fühlbarsten Sinnlichkeit herabsteigen, auf einer Leiter, die kein Schlafender sich träumen läßt -⁵

Die moderne Prototypensemantik macht sich Hamanns Kritik gewissermaßen zu eigen. Sie beschreibt einen Begriff nicht logisch, sondern nach dem, was man sich beim Hören eines Begriffes denkt, im Sinne von vorstellt. Der Begriff Vogel enthält als logischer Begriff, der aus der Summe aller gemeinsamen Eigenschaften der in ihm enthaltenen Dinge besteht, nicht die Eigenschaft des Fliegens, da man sonst den Strauß und den Pinguin nicht zu den Vögeln zählen könnte. Anders in der Prototypensemantik. Das Fliegen ist das erste, an das man denkt, hört man das Wort Vogel. Wobei man nicht sofort an den erhabenen Flug eines Greifs denkt, sondern eher an das Fliegen eines kleinen Vogels, das wir täglich im Park und auf der Straße wahrnehmen können, wie das der Spatzen. Der Prototyp des Vogels ist nach den Untersuchungen dieser Semantiker deshalb der Spatz.

Diese Kritik würde Kant wahrscheinlich sofort zugegeben haben. In der Einleitung zur Transzendentalen Logik steht:

Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.⁶

Dies ist die abstrakte Fassung dessen, was Hamann mit seinem Bild von der Himmelsleiter aussagt. Es ist also die Frage, ob Kant eine »so gewalthätige, unbefugte, eigensinnige Scheidung desjenigen, was die Natur zusammengefügt hat,«⁷ wirklich vorgenommen hat. Anfang § 59 der *Kritik der Urteilskraft* sagt Kant ebenfalls eindeutig:

⁵ Hamann 1967, S. 225 / N III 287

⁶ Kant, Kritik der reinen Vernunft B 75

⁷ Hamann 1967, S.224 / N III 286

Die Realität unserer Begriffe darzutun werden immer Anschauungen erfordert.⁸

Hamanns Kritik trifft also nicht. Trotzdem muss sein großartiges Bild von der Himmelsleiter nicht ad acta gelegt werden. So kritisch es auch gegen Kant gemeint war, es fällt nicht schwer, es als eine Versinnbildlichung (Metapher) dessen aufzufassen, was Kant im Schematismuskapitel *der Kritik der reinen Vernunft* beschreibt. Darin ist auch die eingeklagte Bewegung mitenthalten, dass ein Begriff mehrere Vorstellungen hintereinander auslösen kann, dass er also in Bewegung gedacht werden kann, ohne dass seine Einheit aufgegeben werden muss. Vielleicht bestehen in dieser Bewegung die Handgriffe der menschlichen Seele?

Kant hätte dadurch die »Handgriffe der menschlichen Seele« aber kaum für erklärt angesehen, denn Kant dürfte den Spatz der Prototypensemantik nur als Beispiel und nicht als Schema für Vogel akzeptiert haben. Dasselbe gilt für jede der verschiedenen Vorstellungen, die ein Begriff auslösen kann, denn Kant schreibt im Anschluss an das eben gegebene Zitat aus der Kritik der Urteilskraft:

Die Realität unserer Begriffe darzutun werden immer Anschauungen erfordert. Sind es empirische Begriffe, so heißen die letzteren B e i s p i e l e . Sind jene reine Verstandesbegriffe, so werden die letzteren S c h e m a t e genannt.⁹

Deshalb noch einmal: Was ist ein Schema? Einer, der dieses Problem in Anschluss an Kant ebenfalls akribisch durchdachte, war Schleiermacher:

Sprechen wir einen allgemeinen Begriff aus: Hund, Baum od. dgl., so haben wir immer zugleich ein sinnliches Bild dabei. Dies ist in der organischen Funktion gesetzt, aber es ist immer nur durch die intellektuelle Funktion in den Sinn gekommen. Der Sinn als solcher ist also der Ort für das System aller allgemeinen Gestalten oder Bilder, wie die Vernunft der Ort für das System aller Begriffe und Urteile. (Die Totalität der allgemeinen Gestalten im Sinn ist das System der Begriffe Repräsentierende.) Dieses bedarf keines weiteren Beweises und verträgt auch keine Deduktion weiter.¹⁰

Das ist soweit Kantreferat. In den Ausführungen dazu kommt Schleiermacher im von Manfred Frank mit recht betitelten Schematismuskapitel auf die bei Kant in diesem Zusammenhang vermisste Thematisierung von Bewegung und Statik zu sprechen:

Das Tier, sich bewegend, hat eine bestimmte Gestalt; diese ist eine veränderliche, insofern sie sich auf die Bewegung bezieht. So muß in mir die Vorstellung von einem sich immer Gleichbleibenden in der Gestalt und von einer Menge Gestalten entstehen. Jenes sich immer Gleichbleibende ist das Allgemeine im Bilde, dieses das Besondere. In dem Allgemeinen aber ist wieder ein Besonderes; und bringt man dies in Verbindung mit ähnlichem Allgemeinen, das nun ein Besonderes wird, so entsteht der Begriff der Art.¹¹

⁸ Kant, Kritik der Urteilskraft B 254

⁹ Kant, Kritik der Urteilskraft B 254

¹⁰ Schleiermacher 1977, S. 445

¹¹ Schleiermacher 1977, S. 446

Bei dieser Entstehung der Begriffe muss »die ganze Denktätigkeit [...] in einem Akte sein.« Vermutlich meint Schleiermacher damit dasselbe, was man heute holistisches Erfassen (8.2.) nennen würde. Die ganze Stelle in Anschluss an das eben gegebene Zitat lautet:

Doch muß ich die Veränderlichkeit und Beharrlichkeit unterscheiden im einzelnen Moment, d. h. ich unterscheide das Allgemeine und Besondere in diesem einzelnen Dinge; ich setze in das allgemeine des einzelnen Dinges das allgemeine Bild der Art. Die ganze Denktätigkeit muß so in einem Akte sein.¹²

Auch Schleiermacher dürfte der Gedankengang Schwierigkeiten bereitet haben, denn er war scheinbar um äußerste Genauigkeit bemüht. Bevor er einen Schritt weitergeht, wiederholt er das Gesagte wie zur Beschwörung im nächsten Absatz:

In der Bewegung der Gestalt muß das Beharrliche hervorgehoben werden: dies gibt die Individuen; und in der Verschiedenheit der Individuen wiederum das Beharrliche: dies gibt die Art. Hier liegen die Keime der Urteilsbildung. Beides soll aber ein und derselbe Moment sein.¹³

Hamann dachte die Interdependenz von Anschauung und Begriff in seinem großartigen Bild von der Himmelsleiter räumlich vertikal. Schleiermacher dachte sie als ein sich auf der Zeitschiene horizontal entwickelnder Prozess:

Nun ist in der intellektuellen Funktion nichts anderes gesetzt als das System der Begriffe als ein in der wirklichen Tätigkeit des Denkens sich zeitlich Entwickelndes;¹⁴

Ein Schema ist Resultat eines an sich unerklärlichen holistischen Erfassens vieler Beispiele, eines holistischen Erfassens, das aber, wie Kant das in der Erklärung des Schemas Triangel auch tut, in Zeit wieder an Beispielen expliziert werden kann. Diese Explizierung geschieht zu dem Zweck, dass das holistische Erfassen nachvollzogen werden kann. Ein Schema muss also nicht statisch, sondern holistisch aufgefasst werden. Holistisch ist hier lediglich im wörtlichen Sinn gemeint, als Erfassung eines Ganzen in einem Augenblick. Ganz heißt auf Altgriechisch *holos*. Vom speziellen Gebrauch in bestimmten Schulen (2.1.) sei hier abgesehen.

Zwar nicht in der *Kritik der reinen Vernunft*, aber in der bereits schon zweimal herangezogenen dritten Kritik, der *Kritik der Urteilskraft*, und auch nicht für einen Artbegriff, sondern für die Auffassung eines Raums, beschrieb Kant diesen holistischen Akt auch einmal in der ihm eigentümlichen, Sachverhalte exakt auf den Punkt bringende Weise. Im Zusammenhang mit dem Mathematisch-Erhabenen – »Erhaben nennen wir das, was schlechthin [d. h. über alle Vergleichung] groß ist« –¹⁵ heißt es § 27: »Messung eines Raums (als Auffassung) ist zugleich Beschreibung desselben, mithin objektive

¹² Schleiermacher 1977, S. 446

¹³ Schleiermacher 1977, S. 446

¹⁴ Schleiermacher 1977, S. 446

¹⁵ Kant, Kritik der Urteilskraft § 25; B 80

Bewegung in der Einbildung und ein Progressus; « Ähnlich konnte man das bereits in der zitierten Anmerkung zu B 154 in der *Kritik der reinen Vernunft* lesen. Aber weiter heißt es:

die Zusammenfassung der Vielheit in die Einheit, nicht des Gedankens, sondern der Anschauung, mithin des Sukzessiv-aufgefaßten **in einen Augenblick**, ist dagegen ein Regressus, der die Zeitbedingung im Progressus der Einbildungskraft wieder aufhebt, und das *Z u g l e i c h s e i n* anschaulich macht. Sie ist also (da die Zeitfolge eine Bedingung des inneren Sinnes und einer Anschauung ist) eine subjektive Bewegung der Einbildungskraft, wodurch sie dem inneren Sinne Gewalt antut, die desto merklicher sein muß, je größer das Quantum ist, welches die Einbildungskraft in eine Anschauung zusammenfaßt.¹⁶

Erklärt sich der unbegreifliche »Handgriff der menschlichen Seele« beim Schematisierungsprozess auch durch dieses Gewaltantun des inneren Sinnes durch die Einbildungskraft? Im Schematismuskapitel der *Kritik der reinen Vernunft* heißt es lediglich, dass das Schema »ein transzendentes Produkt der Einbildungskraft [ist], welches die Bestimmung des inneren Sinns überhaupt nach der Bedingung ihrer Form (der Zeit), in Ansehung aller Vorstellungen betrifft, [...]« Wichtig ist der Begriff »Form der Zeit«. Von der Zeit heißt es in ihrer transzendentalen Erörterung:

Ich füge hinzu, daß der Begriff der Veränderung und, mit ihm, der Begriff der Bewegung (als der Veränderung des Orts) nur durch und in der Zeitvorstellung möglich ist: daß, wenn diese Vorstellung nicht Anschauung (innere) a priori wäre, kein Begriff, welcher es auch sei, die Möglichkeit einer Veränderung, d. i. einer Verbindung kontradiktorisch entgegengesetzter Prädikate (z. B. das Sein an einem Orte und das Nichtsein eben desselben Dinges an demselben Orte) in einem und demselben Objekte begreiflich machen könnte. Nur in der Zeit können beide kontradiktorisch entgegengesetzte Bestimmungen in einem Dinge, nämlich *n a c h e i n a n d e r*, anzutreffen sein.¹⁷

Hier denkt Kant also umgekehrt, nicht hin zum holistischen Erfassen in einen Augenblick, sondern vom holistischen Erfassen einer Bewegung aus in Richtung ihrer Explikation vor dem inneren Sinn in die Zeit.¹⁸ Nun geht es in dieser Abhandlung aber um Humboldt und nicht um eine Kantexegese. Kant wurde hier referiert, einmal, damit der Begriff des holistischen Erfassens deutlich wird, denn auf ihn ist 8.2. zentral zurückzukommen, zum anderen, um Humboldts Ansatz gegenüber dem Kants deutlich machen zu können. Schleiermacher wurde dazu mit Bedacht als Gewährsmann angeführt. Wie Humboldt versuchte auch Schleiermacher Kant von Seiten der Sprache weiterzudenken.¹⁹ Folgende

¹⁶ Kant, *Kritik der Urteilskraft* § 27; B 99/100; Sperrung in der Vorlage der Weischedel-Ausgabe, Fettsetzung R.R. Anzumerken ist, dass in der ersten Auflage noch ein Dativ steht: in einem Augenblick. Das ist metaphorisch lokal, fest an einem Ort gedacht. In der zweiten Auflage steht dagegen ein Akkusativ: der Progressus der Einbildungskraft, der im Akt der Zusammenfassung zugleich ein Regressus ist, ist eine Bewegung »in einen Augenblick«.

¹⁷ Kant, *Kritik der reinen Vernunft* § 5; B 48/49

¹⁸ Cf. Augustin, dem Conf. XI,26,33 Zeit eine »distentio animi« dünkt, eine Ausdehnung des Geistes. Dieser Zeitbegriff wird auch über die Diskussion der Bewegung (motus) gewonnen. Die Zeitdefinition als Bewegung der Sonne und der Gestirne (Conf. XI,23,29) wird von Augustinus durch das Beispiel der Schlacht, bei der auf das Gebet Josua hin die Sonne stillstand, zurückgewiesen. Die Sonne stand still, die Zeit aber ging weiter. Die Schlacht wurde in ihrem eigenen Zeitraum (spatium temporis) geschlagen. Augustin folgert daraus Conf. XI,23,30: »Ich sehe daran, daß die Zeit eine Art Ausspannung (distentio) ist.« Eine »distentio animi« dünkt ihm die Zeit, da allein im Geist durch die Erinnerung (memoria) Zukünftiges wie Vergangenes gegenwärtig sein können (cf. b.) diese Abschnittes). Diese Gegenwärtigkeit des Zukünftigen wie Vergangenen ist aber Voraussetzung, damit Zeit überhaupt als vorübergehende wahrgenommen werden kann. Würde sie nicht vorübergehen, wäre sie nicht Zeit, sondern Ewigkeit (Conf. XI,14,17).

¹⁹ Es gab noch andere, die Kant sprachphilosophisch weiterdenken wollten. Jenisch etwa 1796, S. VI. Cf. 4.

Ausführung belegt, wird sie mit dem unter 2.2. referierten Hauptgedanken Humboldts verglichen, leicht die Ähnlichkeit beider Ansätze.

Indem Schleiermacher die Frage nach dem Irrtum stellt, kommt er auf die Sprache zu sprechen:

Wir können [...] nicht wissen, ob der andere ebenso hört und sieht wie wir. Worin liegt nun die Gleichheit der Konstruktion [der Begriffe]?²⁰

Kant stellte diese Frage nicht. Er dachte beim Schematisierungsprozess weder historisch noch sprachlich.²¹ Im Gegensatz zu Schleiermacher:

Die Gleichheit der Konstruktion können wir hier nur durch den Austausch des Bewußtseins ans Licht bringen. Dieser setzt ein Mittelglied voraus, ein allgemeines und gemeinsames Bezeichnungssystem, das nun die Sprache oder etwas ihr Substituiertes sein mag. Der Tendenz nach ist auch in dem Prozeß, soweit wir ihn verfolgt haben, auf diesem Gebiet schon der Charakter des Wissens. Denn der Schematisierungsprozeß bringt das allgemeine Bezeichnungssystem hervor.^[22 ...] Das Entstehen der Sprache hängt an diesem Schematisierungsprozeß und ist in ihm hinlänglich begründet. Jeder sucht das allgemeine Bild für sich und andere zu fixieren. [...] Daß nun die Sprache uns eine hinlängliche Gewähr ist für die Identität des Prozesses, d. h. daß ich gewiß bin, es müsse, wer mit mir dasselbe Wort ausspricht, auch dabei dasselbe innere Bild konstruieren und dadurch dieselben einzelnen organischen Affektionen bilden, erscheint eine Voraussetzung, die sich beständig bewähren muß und, indem sie sich bewährt, für wahr erklärt wird.^[23 ...] Alle Mitteilung über äußere Gegenstände ist beständiges Fortsetzen der Probe, ob alle Menschen ihre Vorstellungen identisch konstruieren.²⁴

Daran lässt sich reibungslos die vielzitierte Stelle aus Humboldts Abhandlung *Über den Dualis* anschließen:

Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andre Vermittlerin, als die Sprache.²⁵

b.) Humboldts Ansatz: Äußerte sich Humboldt auch zum Schema? Nein, denn seine Fragestellung war anders. In *Grundzüge*, kurz nach der in 2.2. angeführten Stelle, auf die hin der Exkurs zur Einbildungskraft erfolgte und in der davon die Rede ist, dass das Symbolische, welches sich der Tätigkeit der Einbildungskraft verdankt, »den Sprachsinne wohlthätig« unterstütze, fragt Humboldt

was sich eigentlich die Seele bei dem Wort sinnlich vorstellt? ob den Gegenstand im Ganzen? oder die in dem Wort daran aufgefassten Eigenschaften? oder etwas dem durch das Wort erregten Gefühle entsprechendes Unbestimmtes? oder bei Völkern, die schon lang ein Alphabet besitzen, die Schriftzüge? Dies durch Selbstbeobachtung zu erforschen dürfte schwierig seyn. Schon die Absicht verändert den Gegenstand der Beobachtung, und gewiss wechselt auch die Vorstellung selbst nach der Individualität und den Umständen durch alle jene Fälle durch. Was dagegen, nicht

²⁰ Schleiermacher 1977, S. 457

²¹ Die wenigen Stellen, an denen Kant überhaupt auf die Sprache zu sprechen kommt, bei Markis 1982. Cf. auch Simon in *Klassiker der Sprachphilosophie* 1996 seinen Artikel über Kant S. 233-256.

²² Schleiermacher 1977, S. 458

²³ Schleiermacher 1977, S. 459

²⁴ Schleiermacher 1977, S. 460

²⁵ VI,26 Dualis

bloss als gewiss, sondern auch als entscheidend für das Erkennen der wahren Natur der Sprache festgehalten werden muss, ist dass das Wort den Gegenstand nie anders in die Vorstellung bringt, und diese nie länger bei ihm verweilen lässt, als es die jedesmalige Gedankenverknüpfung erfordert, der es ihn unterordnet, und die es ihn, als ein Glied einflieht. Dies liegt in der Natur des Worts, das ja nur darum an die Stelle der wirklichen Gegenstände Töne setzt, um dieselben durch diese Vermittlung in Gedanken zu verwandeln;²⁶

Das Wichtigste, das dieser Stelle zu entnehmen ist, besteht darin, dass wir in der Regel ja nicht einzelne Begriffe denken, sondern Begriffe im Zusammenhang, und dass in den unterschiedlichen Zusammenhängen unterschiedliche Eigenschaften eines Begriffes wichtig sind. Das relativiert den Ansatz der Prototypensemantik. Überhaupt setzt Humboldt immer bei der »zusammenhängenden Rede« an und nicht wie sonst meist üblich beim einzelnen Wort:

Die Rede, und nicht das Wort ist das in der Natur zuerst und ursprünglich Gedachte.²⁷

Dazu mehr in Kapitel 4, in dem es um den Zusammenhalt der Worte geht, also um Grammatik. Ausgangspunkt des Exkurses zur Einbildungskraft aber war ja der »Wortvorrath«. Das andere, mit dem sich Humboldt von Kant unterscheidet, ist, dass die Einbildungskraft nicht nur zur »figürlichen Synthesis« von sinnlich Wahrgenommenen zuständig ist, sondern dass sie

eine Welt von Lauten zwischen den Menschen und die Wirklichkeit stellt.²⁸

In der Akademierede *Über den Dualis* findet er dafür die Metapher von der Sprache als Spiegel der Welt:

Ob was den Menschen innerlich und äußerlich bewegt, in die Sprache übergeht, hängt von der Lebendigkeit seines Sprachsinnes ab, mit welcher er die Sprache zum Spiegel seiner Welt macht. In welchem Grade der Tiefe der Auffassung dies geschieht, liegt in der mehr oder minder reinen und zarten Stimmung des Geistes und der Einbildungskraft, in welcher der Mensch, auch ehe er noch zum klaren Bewusstseyn seiner selbst gelangt, unwillkürlich auf seine Sprache einwirkt.²⁹

²⁶ V,430/431 Grundzüge. Eine Vorformulierung für diese Erkenntnis „der wahren Natur der Sprache“ findet sich III,169/170 Latium und Hellas: »So offenbart sich daher das Wort, als ein Wesen einer durchaus eignen Natur, das insofern mit einem Kunstwerk Aehnlichkeit hat, als es durch eine sinnliche, der Natur abgeborgte Form eine Idee möglich macht, die ausser aller Natur ist, [...]. Diese ausser aller Natur liegende Idee ist gerade das, was allein die Gegenstände der Welt fähig macht, zum Stoff des Denkens und Empfindens gebraucht zu werden, die Unbestimmtheit des Gegenstandes, da das jedesmal Vorgestellte weder immer vollkommen ausgemahlt, noch festgehalten zu werden braucht, ja dasselbe vielmehr von selbst immer neue Uebergänge darbietet – eine Unbestimmtheit, ohne welche die Selbstthätigkeit des Denkens unmöglich wäre – und die sinnliche Lebhaftigkeit, die eine Folge der in dem Gebrauche der Sprache thätigen Geisteskraft ist. Das Denken behandelt nie einen Gegenstand isolirt, und braucht ihn nie in dem Ganzen seiner Realität. Es schöpft nur Beziehungen, Verhältnisse, Ansichten ab, und verknüpft sie.« Daraus folgt auch, dass Denken im Sinn von Vorstellen und das Denken im Sinne von Distinktion und Kombination nicht scharf voneinander getrennt werden kann, wie das Burkhardt 1985, S. 137 unterstellt (1.0. Bemerkungen zum Vergleich von Humboldts und Wittgensteins Denken über die Sprache).

²⁷ V,447 Grundzüge || VI,142/143 Verschiedenheiten: »Denn wenn wir gleich gewöhnt sind, von den Lauten zu den Wörtern und von diesen zur Rede überzugehen, so ist im Gange der Natur die Rede das Erste und das Bestimmende.«; VI,359/360 Vom grammatischen Baue: »In unsrer wissenschaftlichen Vorstellungsweise ist die Grammatik ein Zusammenfügen der einzelnen Wörter zur Rede. So aber ist es nicht in der Wirklichkeit und im Munde der Völker. Alles Gesprochene ist, wenn gleich bisweilen elliptisch und abgebrochen, verbundene Rede, und die Grammatik, nicht bloss als Wissenschaft, sondern wahrhaft durch die That, als grammatischer Bau, entsteht durch Zerschlagung der Rede in ihre Elemente.« VII,46 Kawi-Einleitung: »Nur sie [die Rede] muss man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörtern und Regeln ist nur ein todes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.«

²⁸ V,455 Grundzüge. Cf. III,167 Latium und Hellas: »die Sprache ist eine Welt, die zwischen der erscheinenden ausser, und der wirkenden in uns in der Mitte liegt;«

²⁹ VI,27 Dualis

An der Stelle ist bemerkenswert, wie parallel Einbildungskraft und Sprachsinne gebraucht werden. Beide sind dafür zuständig, wie der Mensch die Sprache zum Spiegel seiner Welt macht. Die Metapher des Spiegels darf aber nicht fehlleiten. Ein Spiegel funktioniert mechanisch reproduktiv. Humboldt denkt aber Einbildungskraft und so ist anzunehmen auch den Sprachsinne (cf. Auflistung seiner Epitheta 1.3. u. im Anhang) immer dynamisch produktiv. Der Unterschied zwischen reproduktiver und produktiver Einbildungskraft wie bei Kant findet sich bei Humboldt nirgends:

So fern die Einbildungskraft nun Spontaneität ist, nenne ich sie auch bisweilen die *p r o d u k t i v e* Einbildungskraft, und unterscheide sie dadurch von der *r e p r o d u k t i v e* n, deren Synthesis lediglich empirischen Gesetzen, nämlich denen der Assoziation, unterworfen ist, und welche daher zur Erklärung der Möglichkeit der Erkenntnis a priori nichts beiträgt, und um deswillen nicht in die Transzendentalphilosophie, sondern in die Psychologie gehört.³⁰

Diese Stelle findet sich direkt im Anschluss an das Zitat, mit dem das Kantreferat in diesem Abschnitt eröffnet wurde. Aber wie stellt sich Kant die reproduktive Einbildungskraft vor? Kramt sie aus den Kammern des Gedächtnisses die dort gespeicherten Bilder und Eindrücke und stellt sie vor den inneren Sinne? Also ähnlich wie bei Augustin, der im X. Buch der *Confessiones* zwischen Erinnerungsvermögen und Gedächtnis eindeutig unterschied. Das Erinnerungsvermögen (*memoria*) fasste Augustin als eine überaus produktive und wichtige Kraft. Ihre Wichtigkeit und Dynamik wird durch ihr Gegenteil, dem Vergessen, deutlich. Das, was vollkommen vergessen ist, ist vergessen, davon weiß man nichts mehr, auch nicht, dass man einmal etwas wusste. Aber das teilweise Vergessen fordert das Erinnerungsvermögen heraus.³¹

Kant behält in der *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* den Unterschied zwischen reproduktiver und produktiver Einbildungskraft bei³² und unterscheidet BA 93 in § 31 Gedächtnis und von der bloß reproduktiven Einbildungskraft. Der Unterschied besteht darin,

daß es die vormalige Vorstellung *w i l l k ü r l i c h* zu reproduzieren vermögend, das Gemüt also nicht ein bloßes Spiel von jener ist [ergänze von § 25 her: wie bei der Phantasterei oder dem Träumen]. Phantasie, d. i. schöpferische Einbildungskraft, muß sich nicht darein mischen, denn dadurch würde das Gedächtnis *u n t r e u*.

³⁰ Kant, Kritik der reinen Vernunft B 152

³¹ Augustinus Conf. X, 19, 28: »Neque enim omni modo adhuc oblitus sumus, quod vel oblitus nos esse meminimus. Hoc ergo nec amissum quaerere poterimus, quod omnino oblitus fuerimus.« In der Übersetzung von Kurt Flasch und Burkhard Mojsisch: »Wenn wir uns auch nur daran erinnern, etwas vergessen zu haben, haben wir es nicht völlig vergessen. Denn was wir gänzlich vergessen hätten, könnten wir auch nicht als verloren suchen.«

³² Mit dieser Unterscheidung wird das Kapitel über die Einbildungskraft § 25 B 69 eingeleitet. Humboldts Lektüre der *Anthropologie* dürfte durch den Brief an Körner vom 15.11.1798 belegt sein. Dort findet sich folgende Parenthese: »[...] der feste Vorsatz - der ja sogar, nach Kant's neuester Schrift, Schmerzen vertreiben und Glieder heilen kann -« (Humboldt 1880 S. 97). Kants *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* war 1798 erstmals erschienen und dürfte Humboldts Interesse schon allein von seinem eigenen Projekt einer vergleichenden Anthropologie her gefunden haben. Humboldts Scherz gegenüber Goethe, Kants Lehre als die »alleinseligmachende« zu bezeichnen, läßt sich gerade auch als eine Anspielung auf dieses Alterswerk Kants beziehen, das für manche der ein oder anderen Schrolligkeit nicht entbehrt. Spranger zitiert zwar 1908a S. 65 die Äußerung, die Humboldt 1799 in einem Brief an Goethe machte, schenkt der Parenthese im Brief an Körner aber keine Beachtung, obwohl er sonst Humboldts Kantlektüre gern mit den Briefen an Körner belegt. Spranger meint 1908a S. 64/65 nur eine dreimalige Kantlektüre Humboldts nachweisen zu können: »Sommer 1788 bis Anfang 1789, die zweite im Sommer 1791 und die dritte im Herbst 1793«. Vielleicht zählte für ihn aber wie allgemein üblich auch nur die Lektüre der drei Kritiken. Dass Spranger bei seiner akribischen Vorgehensweise die Stelle überlas, ist eher unwahrscheinlich. Sie ist zudem im Namensregister der von ihm benutzten Ausgabe korrekt angegeben.

Aber genau das tut sie immer! Seit Menschen denken können, sannen sie deshalb auf Abhilfe. Sie wollten sich nicht allein auf ihr Gedächtnis verlassen müssen. Kant führt die wichtigsten Gedächtnisstützen im Abschnitt über das Gedächtnis auch auf, als da sind Rhythmisierung von Sprache und die Schrift (5.3.2.). Aber selbst von den heutigen modernen Aufzeichnungsmöglichkeiten her lässt sich sagen, dass jede Reproduktion ein kreatives Element in sich birgt. Jedes Foto, jede Filmsequenz kann nur einen bestimmten Ausschnitt aus einer bestimmten Perspektive mit einer bestimmten Schärfe mittels eines bestimmten Lichtfilters usw. wiedergeben. Darüber waren sich gerade diejenigen im Klaren, die die Position des Realismus in der Filmtheorie am meisten verfochten. André Bazin und Siegfried Krakauer war »Die Errettung der äußeren Wirklichkeit«³³ Programm, nicht etwas, das durch den Film jederzeit möglich war (7., besonders 7.3.).

Was nun die Reproduktionsmöglichkeit anbelangt, die dem Menschen gewiss die natürlichste ist, da sie keiner äußeren technischen Apparatur bedarf, denn sie ist ihm durch die Beschaffenheit seines eigenen Körpers selbst gegeben, jene Reproduktionsmöglichkeit, die er jederzeit geistig wie körperlich aus seinem Innern gebären kann (2.2., 7.4.), in der er von ihm Begriffenes „für sich und andere fixieren kann“, nämlich die Sprache, was diese anbelangt, so fasste Humboldt diese durchweg dynamisch und die Einbildungskraft, die »eine Welt von Lauten zwischen den Menschen und die Wirklichkeit stellt« konnte daher konsequenter Weise nur eine »schöpferisch«³⁴ produktive sein. Dass alles in der Sprache dynamisch sei, wird auf den ersten Seiten von *Grundzüge* V,369 als Ausgangsthese ausgegeben und wurde auch bereits 2.1. zitiert. Die Folgerung daraus kann man sich nicht konsequent genug denken. Sie wird in der *Kawi-Einleitung* in den Sätzen gipfeln:

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht.

Diese Worte stehen nicht irgendwo, sondern gehen jener Sprachdefinition voraus, die untrennbar mit dem Namen Humboldts verbunden ist, ja diese Sprachdefinition ist als Schlussfolgerung aus den beiden ihnen vorausgegangenen Sätzen zu verstehen:

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energieia*). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein.³⁵

Wichtig ist aber auch der Satz, der dieser Definition der Sprache als logische Absicherung oder Bestätigung nachgeschoben wird. Wiederholt wird er VII,252 beim »Rückblick auf den Gang der bisherigen Untersuchung«, in der die bereits mehrmals angeführte Definition des Sprachsinns fällt:

³³ So der Untertitel von Krakauers Filmtheorie, = Krakauer 1985. Cf. Roscher 1986

³⁴ V,455 Grundzüge

Sie [die Sprache] ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierte Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen.³⁶

So weit ein Vorausgriff sowohl auf den Abschnitt über die Schrift 5.3. wie zur Sprachsinndefinition aus der *Kawi-Einleitung* und zum Unterschied zwischen Kant und Humboldt. Der Unterschied zwischen beiden besteht vor allem in Humboldts konsequent dynamischem Denken. Daraus resultiert sowohl, von der zusammenhängenden Rede her anzusetzen, als auch die Einbildungskraft nur schöpferisch produktiv zu denken und zwar so sehr, dass sie ganze Welten schafft, die zwischen dem Menschen und der Welt stehen. Der Unterschied ist aber nicht genereller Art. Humboldt ging von Kant aus und entfernte sich von ihm nur insofern, als er Dinge untersuchte, die Kant nicht untersucht hatte. Er knüpfte an Kant an³⁷ und hatte, soweit er sich anderen Dingen als Kant zuwandte, die Begrifflichkeit weiterzuentwickeln. Dafür sind die Begriffe Sprachsinne und Einbildungskraft ein gutes Beispiel.

c.) Das Verhältnis von Einbildungskraft und Sprachsinne: Kants Denkschema von konkreter Sinnlichkeit auf der einen Seite und der Ebene abstrakter Begrifflichkeit auf der anderen Seite, die durch die Einbildungskraft miteinander verbunden sind, war auch für Humboldt von Anfang an maßgebend. Bereits in seiner frühen Schrift *Ueber Religion* findet sich der Satz:

Die Seelenfähigkeit, welche uns vorzüglich zu dieser Verknüpfung des Sinnlichen mit dem Unsinnlichen dient, ist die Einbildungskraft.³⁸

In der *Kawi-Einleitung* kommt der Begriff der Einbildungskraft im Verhältnis zu Humboldts früheren Schriften selten vor: 10 mal – Sprachsinne 60 mal. Seine zentrale Stelle hat der Begriff Einbildungskraft zweifellos eingeübt, aber er kommt weiterhin vor. Zwischen der frühen Schrift *Über Religion* I,57 und der *Kawi-Einleitung* VII,46, 252 liegen circa vierzig Jahre.³⁹ In einem engeren Zusammenhang kommen beide Begriffe in der *Kawi-Einleitung* VII,269 vor, eine Stelle, auf die noch näher

³⁵ VII,45/46

³⁶ VII,46 *Kawi-Einleitung*. VII,251/252 *Kawi-Einleitung*: »Es kommt nämlich auf die Energie der Kraft an, mit welchem er [der Sprachsinne] auf den Laut einwirkt, und denselben in allen, auch den feinsten Schattirungen zum lebendigen Ausdruck des Gedanken macht.«

³⁷ Humboldt äußert sich über Kant ausführlich in *Über Schiller und den Gang seiner Geistesart* (VI,509-513), eine Vorerinnerung, die er der Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller 1830 voranstellte. Dies ist eine relativ späte Äußerung Humboldts zu Kant. Frühe Äußerungen finden sich vor allem im Briefwechsel mit Körner (= Humboldt 1880, diese Ausgabe weist wie bereits erwähnt dankenswerter Weise ein Namensregister auf). Ansonsten cf. Haym 1859, S. 446-459, 612. Spranger 1908a widerspricht S. 61 der Haymschen Darstellung, insofern er darauf Wert legt, dass Humboldt nicht nur Kant, sondern sehr wohl auch Schellings Spekulation schätzte. III,349 Über die Bedingungen, unter denen Wissenschaft und Kunst in einem Volke gedeihen: »Sie [die Spekulation] gehört [...] zu der Gesundheit des Geistes [...].« Das Fragment, aus dem das Zitat stammt, wurde nach Leitzmann (Humboldt 1903-36 III,377) 1814 niedergeschrieben. In einem Atemzug wird Fichte, Schelling und Kant von Humboldt lobend *Kawi-Einleitung* VII,201 erwähnt (5.3.2.). Weiter zu nennen ist Cassirer 1923, Streitberg 1909, sehr ergiebig Borsche 1980 S. 85-94 (= Kapitel 7) – Borsche wirft, was das Verhältnis Humboldt und Schelling anbelangt sogar die Frage auf, ob nicht auch Humboldt Schelling beeinflusst habe –, und Joseph Simon. Dessen Artikel über Kant in *Klassiker der Sprachphilosophie* 1996, S. 233-256 zeigt die Punkte auf, an denen Humboldt mit seinen Reflexionen über die Sprache bei Kant ansetzen und weiterdenken konnte.

³⁸ I,57 *Ueber Religion*. Dazu König 1992 S. 28. Mit der Dissertation von Irina König besitzt man eine ergiebige Studie zu Humboldts Auffassung der Einbildungskraft, was seine frühen ästhetischen Schriften anbelangt. König zieht ausführlich alle älteren Studien dazu heran. Eigens erwähnt sei Müller-Vollmer 1967: Poesie und Einbildungskraft.

³⁹ I,57 *Ueber Religion*. Datierung der von Leitzmann betitelten Abhandlung *Über Religion* ist unsicher. Näheres dazu Humboldt 1960-81, Bd. V, S. 289-293. Ungefährer Zeitraum der Entstehung: um das Jahr 1789.

eingegangen wird. In der *Kawi-Einleitung* zeitlich unmittelbar vorausgehenden Studie mit dem von ihr nur in zwei Buchstaben abweichenden Titel *Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues* direkt zweimal. Eine davon eine Parallelstelle zur bereits angeführten Stelle aus *Über den Dualis* VI,27. Auch sie enthält die Spiegelmetapher:

Die Berührung der Welt mit dem Menschen ist der elektrische Schlag, aus welchem die Sprache hervorspringt, nicht bloss in ihrem Entstehen, sondern immerfort, so wie Menschen denken und reden. Die Mannigfaltigkeit der Welt und die Tiefe der menschlichen Brust sind die beiden Punkte, aus welchen die Sprache schöpft. An je mehr und verschiedenere Menschennaturen sich daher die Gegenstände spiegeln, desto reicher ist der Stoff, desto grösser die Kraft der Sprache bei übrigens gleichen Umständen und gleicher Regsamkeit der Einbildungskraft und des Sprachsinns.⁴⁰

Die Spiegelmetapher kann auch hier nicht mechanisch reproduktiv verstanden werden.⁴¹

Beachtenswert in der Stelle aus *Verschiedenheiten* die äußerst modern anmutende Metapher für die Dynamik der Sprache.⁴² Aber über das Verhältnis von Sprachsinne und Einbildungskraft lässt sich hier nichts als das bisher Erkannte feststellen. Sie werden parallel gebraucht. Auch in der anderen Stelle aus der Akademieabhandlung *Über den Dualis*, in der beide Begriffe zusammen auftauchen, werden sie parallel gebraucht, aber zugleich auch unterschieden:

Es waltet nämlich in der Bildung der Sprachen, ausser dem schaffenden Sprachsinne selbst, auch die überhaupt, was sie lebendig berührt, in die Sprache hinüberzutragen geschäftige Einbildungskraft. Hierin ist der Sprachsinne nicht immer das herrschende Prinzip, allein er sollte es seyn, und die Vollendung ihres Baues schreibt den Sprachen das unabänderliche Gesetz vor, daß Alles, was in denselben hinübergezogen wird, seine ursprüngliche Form ablegend, die der Sprache annehme. Nur so gelingt die Verwandlung der Welt in Sprache, und vollendet sich das Symbolisieren der Sprache auch vermittelt ihres grammatischen Baues.

Dafür gibt Humboldt im Anschluss auch ein Beispiel, das er bis in die *Kawi-Einleitung* beibehält:

Zu einem Beispiel kann das Genus der Wörter dienen. Jede Sprache, welche dasselbe in sich aufnimmt, steht, meines Erachtens, schon der reinen Sprachform^[43] um einen Schritt näher, als eine, die sich mit dem Begriff des Lebendigen und Leblosen, obgleich dieser die Grundlage des Genus ist, begnügt. Allein der Sprachsinne zeigt nur dann Herrschaft, wenn das Geschlecht der Wesen wirklich zu einem Geschlecht der Wörter gemacht ist, wenn es kein Wort giebt, das nicht, nach den mannigfaltigen Ansichten der sprachbildenden Phantasie, einem der drei Geschlechter zugetheilt wird.⁴⁴

In *Vom grammatischen Baue* lautet das Beispiel:

⁴⁰ VI,203 *Verschiedenheiten*. Eine Stelle, die Kapitel 3 in anderem Zusammenhang noch ausführlich besprochen wird.

⁴¹ Cf. *Kawi-Einleitung* VII,192: »Auffassung derselben [der Begriffe] in ihrer Abspiegelung in der geistigen Individualität von unendlich vielen Seiten« oder früher *Hermann und Dorothea* II,159: »Die Sprache ist das Organ des Menschen, die Kunst ist am natürlichsten ein Spiegel der Welt um ihn her [...]« Die Rolle, die die Kunst hier einnimmt, nimmt später die Sprache an sich ein.

⁴² Die Metapher vom elektrischen Schlag oder Funken findet sich – inspiriert durch Alexanders galvanische Experimente mit Froschschenkeln? – bei Humboldt durch sein ganzes Œuvre. Schon in *Hermann und Dorothea* II,132. Weitere Stellen: V,398, 419, 466 *Grundzüge*; VI,268 *Verschiedenheiten* und VI,361 *Vom grammatischen Baue*. Cf die Metapher des Blitzes in VI,154 *Verschiedenheiten* und VII,57 *Kawi-Einleitung*

⁴³ Der Begriff der reinen Sprachform taucht nur in *Dualis* und *Grundzüge* auf. Cf. Kapitel 4.

⁴⁴ V,28 *Dualis*

Dagegen erheben diejenigen, welche jedem Wort ein Geschlecht beilegen, den Geschlechtsunterschied wahrhaft zu einem grammatischen, der Sprache eigenthümlichen, durch und für sie gebildeten, indem sie die Natur der Dinge zum Behuf des grammatischen Gebrauchs umändern, die Sprache, wie sie seyn muss, zu einer allein auf sich selbst ruhenden Welt machen. Der Unterschied zwischen der Sprachform und der von ihr unabhängigen Naturansicht wird erst da recht klar, wo in Sprachen, die letzteren folgen, bisweilen ausnahmsweise Naturbeschaffenheiten auf Dinge übertragen werden, denen sie in der Wirklichkeit nicht beiwohnen. So behandelt die mexicanische die Wörter der Sterne und Wolken in der grammatischen Formation wie die lebendiger Wesen. Man sieht hier ein schönes, anschauliches Walten der Einbildungskraft, die Sprache hinterlässt der Nation ein Denkmal dessen, was der kindisch unentwickelte Sinn der beginnenden Menschheit als belebt in der todten Welt ansah.⁴⁵ Es ist dies aber nicht die oben erwähnte ^[46], aus dem Sprachsinne entspringende und allein auf die Sprachform gerichtete Wirksamkeit der Einbildungskraft, es ist vielmehr diejenige, die, wie sonst so oft in der Wortbezeichnung, hier in der Grammatik bildlich verfährt.⁴⁷

Trabants 1.2. referierte These, der Sprachsinne sei mehr dem Verstand, die Einbildungskraft mehr dem Sinnlichen zugeordnet, kann durch die Detailanalyse also mehr als bestätigt angesehen werden.

Kap. 3 u. 4 werden zusätzlich Belege erbringen. Das wohl schönste Beispiel für den Unterschied von Einbildungskraft und Sprachsinne findet sich in der *Kawi-Einleitung*. Es sei als Abschluss dieses langen Exkurses zur Einbildungskraft gegeben:

Die Eichel heisst [in der Delaware-Sprache] *wu-nach-quim*, die Nuss der Blatt-Hand (von *wumpach*, Blatt, *nach*, Hand, und *quim*, die Nuss), weil die lebendige Einbildungskraft des Volkes die eingeschnittenen Blätter der Eiche mit einer Hand vergleicht. [...] das Einschliessen in Ein Wort [ist] mehr Sache der Einbildungskraft, die Trennung mehr die des Verstandes. Beide können sich sogar hierin entgegenstehen und verfahren wenigstens dabei nach ihren eignen Gesetzen, deren Verschiedenheit sich hier in einem deutlichen Beispiel in der Sprache verräth. Der Verstand fordert vom Worte, dass es den Begriff vollständig und rein bestimmt hervorrufe, aber auch zugleich in ihm die logische Beziehung anzeige, in welcher es in der Sprache und in der Rede erscheint. Diesen Verstandesforderungen genügt die Delaware-Sprache nur auf ihre, den höheren Sprachsinne nicht befriedigende Weise. Dagegen wird sie zum lebendigen Symbol der, Bilder an einander reihenden Einbildungskraft und bewahrt hierin eine sehr eigenthümliche Schönheit.⁴⁸

⁴⁵ Cf. V, 458 Grundzüge: »[...] hinterlässt die Mexikanische Sprache der Nation ein Denkmal dessen, was der kindisch unentwickelte Sinn der beginnenden Menschheit als belebt in der todten Natur ansah.«

⁴⁶ =VI,350 Vom Grammatischen Baue: »[...] obgleich das reine Denken ohne Sprache gar keinen bestimmten Begriff giebt und eine blosser Abstraction ist, so kann es doch, als eine unmessbare Grösse vorausgesetzt werden, um zu einem Vergleichspunkte des durch Sprache gefärbten Denkens und zur Bestimmung zu dienen, welchen, dem Grade nach verschiedenartigen Antheil die verschiedenen Sprachen aus ihrer besonderen Natur ihm beimischen. Zu der logischen Anordnung der Begriffe tritt also das darstellende und symbolisirende Vermögen der Sprache in der auf sie gerichteten Einbildungskraft hinzu. Wie die Eurythmie an einem Gebäude, die Harmonie an einem Gedicht, hängt diese Form, gleich einer Idee, an dem Inhalt. [...] Sie erweckt auch, wo sie lebendig aufgefasst wird, im Geiste das Vermögen neuer Ideenerzeugung, wie ein Gedicht im Dichter sehr oft durch den blossen Anklang eines Rhythmus entsteht. Sie lässt sich überhaupt mit der künstlerischen Form vergleichen.« Cf. V,460 Grundzüge: »Denn wie ein Gedicht im Dichter sehr oft durch den blossen Anklang eines Rhythmus entsteht, so erzeugt die rednerisch behandelte grammatische Form den Gedanken überhaupt, und erweitert, oder bestimmt seinen Umfang.« Cf. 5.2.

⁴⁷ VI,352 Vom grammatischen Baue. In der *Kawi-Einleitung* VII,172/173 liest sich das dann so: »[...] die Sprachen roher und ungebildeter Völker [...] lassen [...] oft Blicke in intellectueller Eigenthümlichkeiten werfen, die man auf dieser Stufe mangelnder Bildung nicht erwarten sollte. Die Sprachen der Amerikanischen Eingebornen sind reich an Beispielen dieser Gattung, an kühnen Metaphern, richtigen, aber unerwarteten Zusammenstellungen von Begriffen, an Fällen, wo leblose Gegenstände durch eine sinnreiche Ansicht ihres auf die Phantasie wirkenden Wesens in die Reihe der lebendigen versetzt werden, u.s.f. Denn da diese Sprachen grammatisch nicht den Unterschied der Geschlechter, wohl aber und in sehr ausgedehntem Umfange den lebloser und lebendiger Gegenstände beachten, so geht ihre Ansicht hiervon aus der grammatischen Behandlung hervor. Wenn sie die Gestirne mit dem Menschen und den Thieren grammatisch in dieselbe Classe versetzen, so sehen sie offenbar die ersteren als sich durch eigene Kraft bewegende und wahrscheinlich auch als die menschlichen Schicksale von oben herab leitende, mit Persönlichkeit begabte Wesen an.«

⁴⁸ VII,269 *Kawi-Einleitung*

Trabants These, der Sprachsinne sei mehr dem Verstand, die Einbildungskraft mehr dem Sinnlichen zugeordnet (1.2.), dürfte, wie gesagt, durch die Detailanalyse mehr als bestätigt sein. Die Einbildungskraft wirkt, wie die Kompilation all der Beispiele zeigte, in denen Sprachsinne und Einbildungskraft zusammen vorkamen, mit dem Sprachsinne in der Sprache zusammen. Und das, wenn die Richtung auf das Geistige vorherrscht, zum Vorteil der Sprache. Das allerdings gilt nur für Humboldts spätere Sprachauffassung. Früher, lange bevor Humboldt den Begriff „Sprachsinne“ benutzte, das arbeitete Irina König in ihrer Dissertation heraus, besaß Humboldt einen einseitig »verstandesorientierten Sprachbegriff«. ⁴⁹ In seiner Schrift über Goethes *Hermann und Dorothea* sieht er einen »Widerspruch,«

worin die Kunst, welche nur in der Einbildungskraft lebt und nichts als Individuen will, mit der Sprache, die bloss für den Verstand da ist und alles in allgemeine Begriffe verwandelt –⁵⁰

Musste sich in *Hermann und Dorothea* noch »die Phantasie, die sonst gewöhnlich den Sinnen folgt,« beim sprachlichen Kunstwerk notgedrungen »der Vernunft anschliessen«, ⁵¹ so wird die Einbildungskraft beim späteren Humboldt in die Sprache integriert. Nach Zöllner sind der Sprachsinne und die künstlerische Einbildungskraft verschiedene Richtungen der einen Einbildungskraft. ⁵² Vorgreifend auf die nächsten Kapitel muss ergänzt werden, dass die Einbildungskraft zudem euphonisch-musikalisch (4. u. 5.2.) sowie bei der Bezeichnung grammatischer Zusammenhänge tätig (4.) ist.

Ich möchte weniger von zwei Richtungen sprechen als von einem engen und einem weiten Begriff der Einbildungskraft bei Humboldt sprechen. Eng, wird er wörtlich verstanden, d. h. wenn die Einbildungskraft bildnerisch gestaltend verfährt. Weit, wenn Einbildungskraft abstrakt als schöpferisches Prinzip verstanden wird, wofür Humboldt später soweit es sich um den Gebrauch und die Bildung von Sprache handelt, den Begriff Sprachsinne benutzt. In der Sprachsinndefinition der *Kawi-Einleitung* verfährt der Sprachsinne zusammen mit dem Laut denn auch symbolisierend, was sonst der Einbildungskraft zukommt.

Unausgesprochen liegt dem die Differenz von Lautlichem und Optischem zugrunde. ⁵³ Erster Sinne, an den man bei Sinnlichkeit denkt, ist das Optische, dafür steht der Begriffsbezeichnung der Einbildungskraft. Das Hören und Artikulieren mit der Stimme dagegen wird mehr der abstrakteren Ebene des Verstandes zugeordnet. Dieser Sachverhalt ist mit Humboldts Phonozentrismus zu klären, für den die Sprachsinndefinition von VII,250 steht, denn dort ist dem Sprachsinne der Laut als zweites Prinzip zugeordnet und nicht das Bild.

⁴⁹ König 1992, S. 169 Anm. 9

⁵⁰ II,158 *Hermann und Dorothea*

⁵¹ II,159 *Hermann und Dorothea*

⁵² Zöllner 1989, S. 51

⁵³ Der Differenz von Hör- & Sehsinne ist in den Aufzeichnungen des 17jährigen Humboldts *Aus Engels philosophischen Vorträgen* VII,393-398 bereits ausführlich thematisiert.

Warum diese Differenz? Entwicklungsgeschichtlich ist das Auge als Hilfe für die Hand entstanden. Von Greifen kommt auch „Begriff“, *conceptus*. Das optisch Wahrnehmbare scheint greifbarer, „handfester“, während das Akustische flieht. Oft wird das Gehör als Sinn der Zeit und der Blick als Sinn für den Raum bezeichnet. Der Ton vergeht in der Zeit, während das meiste des optisch Wahrnehmbaren zu bleiben scheint, zumindest was die traditionellen Medien zu ihrer Fixation anbelangt wie Bilder, Schrifttexte. Angesichts der neuen Medien, die auch Bewegungen festhalten, wird diese Differenz unschärfer. Beim Verstehen (8.2.) war dieser Unterschied schon immer aufgehoben. Verstehen braucht Zeit, sei es Verstehen von akustisch oder optisch vermittelter Information. Zum Betrachten eines Bildes bedarf es daher bekanntlich eines Stuhles (Ludwig Feuerbach).⁵⁴ Und angesichts von Multimedia stellt sich die Frage, ob sich Bild und Sprache nicht gegenseitig ergänzen können. Diese Frage wird Kapitel 7 ausführlich erörtert.

⁵⁴ Zitiert nach Klee 1976 S. 119/120:

Bewegung liegt allem Werden zugrunde. In Lessings Laokoon, an dem wir einmal jugendliche Denkversuche verzettelten, wird viel Wesens aus dem Unterschied von zeitlicher und räumlicher Kunst gemacht. Und bei genauerem Zusehen ist's doch nur gelehrter Wahn. Denn auch der Raum ist ein zeitlicher Begriff.

Wenn ein Punkt Bewegung und Linie wird, so erfordert das Zeit. Ebenso, wenn sich eine Linie zur Fläche verschiebt. Desgleichen die Bewegung von Flächen zu Räumen.

Entsteht vielleicht ein Bildwerk auf einmal? Nein, es wird Stück für Stück aufgebaut, nicht anders als ein Haus. Und der Beschauer, wird er auf einmal fertig mit dem Werk? (Leider oft ja.)

Sagt nicht Feuerbach, zum Verstehen eines Bildes gehöre ein Stuhl? Wozu der Stuhl?

Damit die ermüdenden Beine den Geist nicht stören. Beine werden müd vom langen Stehen. Also, Spielraum: Zeit. Charakter: Bewegung. Zeitlos ist nur der an sich tote Punkt.

Klee denkt hier wie Kant, der, wie in diesem Abschnitt zitiert, die Bewegung zur Beschreibung des Raumes als unerlässlich ansieht. Klee wie Kant benutzen das Beispiel der Linie.